

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 7 (1903)

**Artikel:** René Morax  
**Autor:** Platzhoff-Lejeune, Eduard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571858>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

nicht mehr aushalten. Sie ging den Pfad hinunter und nach der Stelle, wo sie Kaj hatte in den Garten gehen sehen. Ulie ängstlich an die Brust drückend, wanderte sie langsam auf und nieder und ging in dem großen schönen Garten an den Obstbäumen und den Johannisbeersträuchern, die jetzt keine Früchte mehr trugen, auf und ab. Sie schlich sich auf die schöne Sandsteintreppe hinauf und ging am Treibhause vorbei in den Blumengarten, ganz nahe zu der großen, prächtigen Villa.

„Wo willst du denn hin, mein kleines Mädel?“ fragte plötzlich eine Stimme. Diese Frage stellte ein alter Mann, der zur Erde gebeugt stand und ein Blumenbeet ausjätete.

Ellen bekam vor Angst und Schüchternheit einen ganz roten Kopf, saßte aber Mut und erwiderte:

„Ich kann Kaj nicht finden... Wo ist Kaj?“

„Kaj,“ entgegnete der alte Mann und betrachtete sie verwundert, „ja, Kaj ist nicht hier, der ist schon lange, lange fort; den kannst du nicht zu sehen bekommen... Woher kennst du denn Kaj, und wer bist du, du kleines Mädel?“

Nun erzählte Ellen, wer sie sei und wie sie und Kaj zusammengespielt hätten.

Der alte Mann ging zu Ellen, betrachtete sie aufmerksam und streichelte ihr die Wangen.

„Ach, dann bist du die kleine Ellen, und das ist auch Ulie,“ sagte er. „Ja, Kaj sprach so viel von euch, als er im Fieber lag; aber weder sein Vater noch seine Mutter verstanden ihn und konnten nicht begreifen, wen er meine. Das war, als er so krank war, und wir glaubten alle, er würde sterben.“

Und nun erzählte der alte Gärtner Ellen, wie unvorsichtig Kaj gewesen und mit ganz kalten und nassen Füßen gegangen sei, sodaß er davon krank — todkrank geworden; er habe viele Tage in Fieber und Bewußtlosigkeit gelegen, doch jetzt sei er nach der Hauptstadt gefahren und seine Eltern seien auch dorthin gezogen, um bei ihm zu sein, und wohnten jetzt gar nicht mehr in der Villa oben. Wenn Kaj wieder etwas kräftiger wäre, dann wollten seine Eltern weit, weit fort mit ihm nach dem Süden reisen, wo es warm und schön sei, und da könne Kaj sich wieder erholen und wieder ein gesunder, kräftiger Junge werden. Daz die kleine Ellen ihn aber jetzt suche, das habe keinen Zweck; denn sie

bekomme ihn gewiß nie mehr zu sehen, und der Professor habe gesagt, er werde seine Besitzung sobald wie möglich verkaufen.

Krank... todkrank! Kaj war krank gewesen, und sie bekam ihn nicht mehr zu sehen! Das war das einzige, was die kleine Ellen von all dem, was der Alte ihr erzählt hatte, richtig verstand; aber das verstand sie auch so gut, daß sie weder einsah noch begriff, womit der freundliche alte Gärtner sie trösten wollte: sie sollte nämlich bloß ein bisschen warten, dann wolle er hingehen und ihr eine schöne Birne pflücken.

Sie verstand nur, daß sie Kaj nicht mehr zu sehen bekam; da drückte sie Ulie fest an sich, und als der alte Mann fortgegangen war, lief sie, was sie konnte, durch den Garten, denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Über das Moor lief sie und sprang über den Graben und warf sich in wildem Schmerz am Grabenrand nieder und preßte Ulie an ihre glühenden Wangen.

„Ulie!... Psui, Ulie... du mußt nicht weinen... du mußt nicht weinen, Ulie... Kaj... Kaj... wirst wieder gesund; aber du bekommst ihn nie mehr zu sehen!“

Und die kleine Ellen brach in heftiges Weinen aus; sie weinte unaufhaltsam in ihrem tiefen, bitteren Schmerz, und ihre Thränen flossen wie eine reine, klare Quelle, die aus ihrem treuen, kindlichen und liebevollen Herzen entsprang!

„Kinderorgien!“ sagen die Großen mit verächtlichem Lächeln und überlegenem Achselzucken. Ja gewiß; aber die Sorgen des Kindes richten sich nach dem Alter und der Seelenstärke, und wenn seine Sorgen auch schneller als unsere vor neuen Eindrücken verschwinden, so können sie doch im Augenblick, da das Kind von ihnen betroffen wird, ebenso tief und schmerzlich zu Herzen gehen, als die unsrigen.

Die kleine Ellen hatte den bitteren Schmerz erfahren, ihren lieben kleinen Freund zu verlieren, den sie so gern hatte und den sie wirklich nie mehr wiedersehen sollte; doch sie wird sicher über diese Prüfung hinwegkommen und wieder ein lustiges und munteres kleines Mädchen werden; sie wird das weit schneller und leichter übersehen, als wenn sie als großes und erwachsenes Mädchen denselben bitteren Schmerz erfahren müßte; denn dann würde er sie weit tiefer und gefährlicher treffen, und sie würde ihn vielleicht nie — nie wieder verwinden.

## René Morax.

Von Eduard Plakhoff-Lejeune.

Mit Bild.

### I.

Es sind gerade zwei Jahre her, daß mir der Name zum ersten Mal begegnete. In der Lausanner Zeitung las man ein halbes Dutzend feiner Skizzen aus den Thälern des Oberwallis, stimmungsvolle Bilder aus dem Volksleben der dortigen Bergleute, ihren Sitten und ihrem Glauben. Auf die Nachfrage nach dem Verfasser zeigte man uns einen kurz vorher erschienenen Band Gedichte: *Préludes et Nocturnes* (Lausanne, Rouge), schöne schwermütige Lieder, die Frucht schmerzlichen Erfahrens, getäuschter Hoffnungen und harter Schicksalsschläge. Kaum verging ein Jahr, als die Blätter von der Aufführung eines Stücks in Morges erzählten, das nach Gespensterromantik aussah und im übrigen dem bekannten Typus des österreichisch-

bairischen Aelplerdramas nachgearbeitet schien. Diese Auffassung erklärt aber keineswegs den wachsenden Erfolg des Stücks, das in Morges immer von neuem über die Bretter ging, in Lausanne fünfmal einen wahren Besuchssturm entfesselte, dann nach Vevey und Montreux kam, um endlich im großen Genfer Theater bei zweimal ausverkauftem Hause die Wintersaison 1901/1902 abzuschließen. Wäre das Frühjahr nicht gekommen, so hätte La nuit des quatre Temps von René Morax ihren Siegeszug durch die Westschweiz im Neuenburgischen fortgesetzt; denn alle kleinen welschen Städte wollten das Stück sehen und alle dramatischen Vereine es aufführen. Nun sind aber die Zürcher zuvorgekommen, der Höttinger Lesezirkel

hat nicht nur das deutsche Erstaufführungsrecht erworben, sondern auch die deutsche, von unserm Mitarbeiter Jakob Bößhart besorgte Uebersetzung verlegt. Die „Quatembernacht“ (3 Fr.) ist in ein Gemeingut der ganzen Schweiz, sie ist ein wertvoller Beitrag zur gesamtschweizerischen Nationalliteratur geworden.

Das wäre unmöglich, teilte sie die Schwächen der bekannten Bauernstücke, denen sie im ersten Augenblick verwandt zu sein scheint. Sie ist weder so pathetisch noch so thränenerreich wie diese. Die Gomthaler des Waadtländer Dichters haben keinen Träck unter ihrem großen Wams, sie singen keine Gassenhauer, kennen keine Salongefühle und sterben nicht ariensingend bei Zitherklang — alles Beispiele aus der vor einem Jahrzehnt noch überaus beliebten Salontrolerliteratur. Wir sind so auf diesem Gebiet in die Unwahrheit hineingeraten, daß mich die Bemerkung meines Nachbarts im Theater gar nicht erstaunte: „Sehr schön; aber wie kann man das Stück in solchen Kostümen spielen!“ Die Kostüme „aus dem Hause Rovina & Cie. in Biel“, wie der französische Bettel schalhaft besagte, sind allerdings weder elegant noch neu, sie sind nur echt, und wer ihnen die aus den funstvollen Händen des Theaterschneiders hervorgegangenen „Schöpfungen“ vorzieht, mit dem ist wirklich nicht zu streiten.

Echt und einfach sind die Kostüme wie die Menschen des Stücks, echt und einfach ist die Handlung. Ein Holzfäller glaubt nicht an die Untreue seiner verstorbenen Braut; in einer der vier Quatembernächte des Jahres, in Eis und Schnee oben in der Hütte auf der Alp, erscheint sie ihm mit den andern flagenden Toten und fleht um Vergebung. Er weigert sich und läßt sie ruhelos und ungestützt ziehen, bis ihn zu spät die Reue treibt, den im Morgengrauen sich verziehenden Schatten nachzuseilen. Ein Fehlritt des gleitenden Fusses — tot finden ihn die suchenden Gefährten des Morgens am Gletscher.

Das alles ist zusammengedrängt und folgt Schlag auf Schlag. Nach der im dritten Akt bei der deutschen Aufführung geplanten Kürzung erlahmt die Spannung keinen Augenblick. Der sehende, hörende und fühlende Zuschauer ist so beschäftigt, wie der denkende Betrachter. Die Ausstattung des Bruders Jean Moraz ist wunderbar schön; die heimelige Wirtsstube des ersten Aktes erfreut den Blick nicht minder, als die prächtige Alpenlandschaft des zweiten, das malerische Dorfbild des vierten Aufzugs\*). Die Wurst des Dichters, in ihrer ursprünglichen Fassung schon der Handlung aufs bestreift anpassend und ihre Wirkung erhöhend, wird in der für Zürich vorgenommenen Ueberarbeitung und Kürzung noch gewonnen haben. Dass der Totentanz und Zug im zweiten, der Totengesang im dritten Akt einen starken dramatischen Effekt bedurfte, bedarf keines Wortes.

Nun gibt es zwar Leute, die Gespenster nicht ertragen und über dergleichen Übergläubiken hinaus sind. Es ist kein Zeichen geistiger Ueberlegenheit, wenn man solche Dinge, sei es aus aufgeklärter Ueberhebung, nicht künstlerisch geniessen kann. Es ist eine Einheit des Dichters, die sich besser empfinden als auf den Begriff bringen lässt, daß er in der „Quatembernacht“ wie in der noch zu erwähnenden Büche de Noël sozusagen zwei Deutungen offen lässt, eine natürliche und eine übernatürliche. Der Zuschauer und Leser hat die Wahl, das schaurige Erlebnis Karls als eine Vision zu erklären, seinen Tod einem Unfall zuzuschreiben oder dem Walliser Volksglauben und der Macht der Toten ihr Recht zu belassen. Keine der

\*) A. d. R. Wir hoffen, in nächster Zeit unsere Leser auch mit dem Künstler Jean Moraz einigermaßen bekannt machen zu können.

beiden Deutungen ist ausgeschlossen und keine verletzt oder beßpölt. Das Wunder auf diese Art dem subjektiven Ermeessen ruhig anheimzustellen, ist entschieden die beste Art, es ästhetisch, ethisch und religiös in unserer Zeit zu halten und damit jede der freitenden Parteien zu befriedigen.

## II.

Die vielseitige Begabung von René Moraz hat sich nicht nur in dem genannten, die deutsche Schweiz augenblicklich am meisten interessierenden Volksstück und in den erwähnten Gedichten beßtigt; auch der Erzähler Moraz ist ernstlicher Beachtung wert. „Die Schweiz“ hat dem Schreiber dieser Zeilen versprochen, ihren Lesern bald mit dem einen oder andern Stück aufzuwarten, und so kann er sich kurz fassen. Das bisher Veröffentlichte zerfällt deutlich in zwei Gruppen, die romantisch märchenhaften Erzählungen für Erwachsene, in der Bibliothèque Universelle (Laujanne) erschienen, und die Tier- und Pflanzengeschichten für Kinder, in der Tribune Libre (La Chaux-de-Fonds) abgedruckt.

Von jenen empfehle ich der Beachtung unserer Leser, sei es in deutscher oder französischer Fassung, die Novelle *Le Portrait*, ein in seiner Art vollendetes Stück Kunst. Unter diesen fällt die Wahl schwer. *Le Pélerinage de la Ronce* verdient doch wohl den Preis; aber *Le Cellier* ist auch aufs beste gelungen, und Brekekex wird nicht minder seine Freunde finden. Es ist jedenfalls ein ausgezeichnete Gedanke, Kindergeschichten zu schreiben, die nicht nur solchen ebenfalls Freude machen, „welche Kinder lieb haben“, sondern die überdies strengen ästhetischen Anforderungen genügen können. Ich habe Moraz im Verdacht, daß er jeweilen eine kleine Richter oder ein Bästli sich auf den Schoß setzt, seine Erzählung ihr vorträgt und dem Kinde auf deren endgültige Redaktion einen nicht unwesentlichen Einfluß einräumt.

So erfreulich nun auch das Erzählertalent des jungen Dichters von Morges ist, so groß die Spannung, mit der wir der Sammlung dieser Erzählungen zu einem Band entgegensehen, so unverkennbar ist doch das dramatische Talent in ihm das stärkste und wertvollste Stück seiner vielseitigen Begabung.

Schon deshalb, weil es uns in der Schweiz zwar nicht an sogenannten Dramen, wohl aber an echten Dramatikern gebricht. Durch die Festspielliteratur mit ihren oft gar zu spröden Stoffen sind wir an das bequeme Aneinanderreihen lyrischer Szenen zu sehr gewöhnt. Der dramatische Instinkt ist verloren gegangen, und wir vergessen zu leicht, daß die historischen Volksspiele vielmehr durch die patriotische Begeisterung, die Pracht der Kostüme, den Aufwand an Mitwirkenden und die Musik wirken, als durch die Vereinheitlichung des Stoffes. Seine Bändigung unter einen festen, knapp und folgerichtig entwickelten Gedanken, durch eine abgeschlossene, auf sich stehende Handlung.

So fährt denn auch René Moraz in seiner dramatischen Schriftstellerei mit Erfolg fort. Was sein großes, in Lausanne im Februar aufzuführendes Schauspiel *Claude de Siviriez* werden wird, kann ich noch nicht verraten. Wohl aber sollen seinem im November leider nur zweimal ebendorf gespielten und vor wenigen Wochen in Buchform erschienenen *Ginalter La Büche de Noël* (Laujanne, Th. Sack, Bendas Nachfolger) einige Worte gewidmet sein.

Der alte Graf Ebal von La Sarraz verbringt den Weihnachtstag mit seinen Urenkeln im Turme der Burg, eingeschlossen von seinen Rivalen. Sein treuer Knecht Landry läßt sich nach langem Bögern erbitten, der Gefahr trotzend, in Gossionay Hülfe zu holen. Endes schauen die frierenden Kinder



René Moraz.

sehnsüchtig in den Hof hinunter, wo die Knechte lustig scherzend, schmausend und singend um ein mächtiges Feuer lagern. Dem Schloßherrn und den Seinen gönn't keiner die Wärme, und doch ist es Weihnacht, wo sich alle welschen Familien um den Kamin drängen, um das dicke lange Weihnachtsschiff auszuladen und verglimmen zu sehen. „Weihnacht ohne Scheit ist keine Weihnacht!“ seufzt die kleine Jordane und wird ohnmächtig vor Kälte in dem eisigen Berließ. Was thun? Kein Splitter ist vorhanden, und die Fackel wärmt nicht. Da gedenkt der Greis jenes halbverstengten Klozes, den seine Mutter nach seiner Geburt aus dem Feuer riß und einmauern ließ, weil nach dem Spruch der Fee Ebals Leben an diesem Talisman hängen soll. Mit schweren Hammerschlägen befreit er den Kloß aus dem Mauerwerk, entzündet ihn mit der Fackel, und während die nichts ahnenden Kinder an der weihnachtlichen Glut zu neuer Lebenshöffnung erwachen, verfliegt das Leben Ebals mit dem Rauch der lodernden Flamme. Er liegt in den letzten Zügen, das Scheit flackert in der Asche zum letzten Mal, als der Trompetenstoß des nahenden Retters harmonisch mit dem Gesang der Gläubigen in der Weihnachtsmette zusammenklängt.

Auf diese Unterstützung des Wortes durch die Musik legt

der technisch gut geschulte Wagnerverehrer Morax nicht geringes Gewicht, und man kann ihm das Zeugnis nicht versagen, daß der Erfolg dieser Doppelwirkung ihm recht gibt. Auf das rührend feine und ergreifende Weihnachtstück bin ich nur deshalb so ausführlich eingegangen, weil es sich um seiner einfachen Ausstattung, seiner Kürze und der kleinen Spielerzahl willigen zu einer Dilettantenaufführung in den zahlreichen schweizerischen Vereinen zur Pflege dramatischer Kunst ganz außerordentlich eignet. Es sei darum den Interessenten auf das Wärmste empfohlen.

Wer die heitere dramatische Muße vorzieht, oder wer nach einem derbem, kurzen, leichten Stück des Dichters verlangt, der vergesse nicht, daß er in der Tribune Libre eine reizende, Dr. August Forel gewidmete antialkoholische Posse *Jules met de l'eau dans son vin* veröffentlicht hat, die über die Liebhaberbühnen unserer Kleinstädte die Runde zu machen schon verdient.

Alles in allem, René Morax ist ein starkes und bedeutendes Talent, ein aufgehender Stern am Himmel nicht nur der waadtländischen oder welschen, sondern der schweizerischen Literatur.

## Die Liga Berthelin.

Von T. Combe. Autorisierte Uebersetzung aus der «Semaine littéraire» (Genève) von Elise Ebersold.

**H**err und Frau Berthelin, die Muße, Bildung und guten Willen befaßten, dachten seit einiger Zeit daran, eine Liga zu gründen, konnten sich aber über deren Zweck nicht einigen. Alles war schon vorweggenommen, auch ganz abgesehen von den großen Kreuzzügen, an denen sie sich übrigens durch Subskriptionen beteiligten. Der Vogelschutz hat bereits seine Liga nebst einer Unterliga zu Gunsten künstlicher Nester; eine Liga ist in Bildung begriffen zur Abwehr gegen die Orgien der Belos und das Delirium des Automobils; eine weitere Liga ward gegründet, um aus der Sprache die Liebe, die Bonne, die Orgeln, das Imperfekt des Konjunktivs nebst andern Hindernissen auszumerzen. Dazu haben wir noch die Liga gegen den Maulkorb, die Liga für rationelle Frauenkleidung, für die Erhaltung alten Geistes und für die Vereinheitlichung der Postwertzeichen. Ferner haben wir die Liga für Haferkost, da der Hafer Kraft und Schönheit verschaffen soll; die Liga für und gegen die Lektüre mit ihren verschiedenen Adjektiven, die Liga des Schweigens, gegründet von einer unserer berühmtesten Feministinnen und die von einer nicht weniger eminenten Frauenrechtslerin gegründete Liga der Wortgefechte, abgesehen von der Telegraphenstangen-Liga, die einer neuen Kunst und die für Fabrikamine in Traumstil...

Kurz, allenthalben stößt man auf eine Liga und einen ihrer Parteigänger. Trocken verzweifelten Herr und Frau Hardy Berthelin nicht. „Suchen wir nur recht!“ sagten sie sich. „Vielleicht ist's doch möglich, daß sich im weiten Universum irgend ein noch nicht syndikiertes, nicht beschütztes Objekt findet, das auf uns wartet.“ Wie kam die Erleuchtung? Woher das erste Flämmchen, die Ursache des Brandes? Diese unwägbaren Dinge, eine plötzliche Inspiration, ein im Gehirn aufdämmernder Lichtstrahl, all das entzündet sich oft wie ein Funke beim Zusammenprallen zweier matter, kalter Worte.

Herr und Frau Hardy Berthelin saßen einander beim Frühstück gegenüber; Madame betrachtete die silberne Kaffeekanne und dachte über die künftige Liga nach, Monsieur las seine Zeitung.

„Diese Journalisten treiben wahrhaftig Missbrauch mit dem Superlativ,“ bemerkte er.

Darauf ward er träumerisch und äußerte während zehn Minuten kein Wort mehr.

„Meinst du nicht, liebe Freundin,“ fuhr er endlich fort, „daß sich da ein Feldzug schaffen ließe... Ein Feldzug gegen den Missbrauch des Superlativs... in der Presse... in der Unterhaltung... im Briefstil?“ Er kam etwas außer Atem; es bemächtigte sich seiner eine Gemütsbewegung; die Inspiration warf ihre leuchtenden Pfeile nach allen Seiten. „Welch erhabene Idee!“ rief seine Frau. Das war nun ein Superlativ und einer der kühnsten; er achtete indes nicht darauf, war er doch erst am Anfang.

„Da haben wir sie, unsere Liga!“ setzte er mit Begeisterung hinzu. „Lassen wir einige Personen zusammenkommen und erläutern wir ihnen unsern Plan, der darin besteht, den der einfachen Wahrheit entsprechenden Ausdruck in die Sprache zurückzuführen und daraus den Schwulst, die Uebertreibung, den trügerischen Superlativ zu verbannen!“

„Du sprichst wie ein Engel!“ sagte die Gattin voller Bewunderung.

Er hielt, um nachzusinnen, inne.

„Wie ein Engel! Geht das nicht ein bischen zu weit, meine liebe Freundin?“

„Die Reform wird schwierig sein; wir haben so viele derartige gäng. und gäbe Ausdrücke,“ seufzte Frau Hardy Berthelin. „Wie wär's, wenn wir, bevor ein Kongreß zusammenberufen wird, zuerst einige Erfahrungen an uns selbst und unserer Umgebung sammelten?“

Obwohl widerwillig, stimmte Herr Hardy Berthelin dem zu; dann zog er sich in seine Studierstube zurück, um da auf einem prächtigen Quartblatt Bristolpapier das Anfangsprojekt zu den Statuten der Liga zu entwerfen. Die Idee nahm Form und Gestalt an, gewann Umfang und ein immer weiteres Gebiet that sich vor ihm auf; der in all seinen Schlupfwinkeln umzingelte Superlativ wußte sich nicht mehr zu verstecken, und der entsprechende Ausdruck, diese edle Gestalt mit den einfachen, schmucklosen Linien, spazierte Arm in Arm mit seiner großen Schwester: der Wahrheit. Nachmittags erinnerte Frau Hardy Berthelin ihren ganz von Luftspiegelungen umnebelten Gatten daran, daß sie den Davidots durchaus den seit dem Diner vom letzten Donnerstag schuldigen Besuch abstatten müßten.

„Ja, ja dies tödliche Diner!“ murmelte der Reformer. „Tödlich? Ist das nicht etwas zu viel gesagt? Tödlich heißt etwas, das tötet,“ bemerkte seine Frau mit dem Eifer des Neubefahrten. „Es müßte somit die Leute ums Leben bringen.“ Herr Hardy Berthelin müßte anerkennen, daß der Ausdruck „tödlich“ in der That die Wahrheit um ein gut Teil überstieg. —

„Wir müssen spezielle Studien über die Wortbildung machen. Ohne das sind wir nicht imstand, jedes Wort genau zu werten,“ bemerkte Herr Hardy Berthelin, der immer mit seinem Thema beschäftigt war — wie sich dies übrigens bei einem Reformator von selbst versteht — während man sie in dem hübschen Salon ihrer Freunde Davidot warten ließ.

Großmutter Davidot erschien zuerst, ein Bebe an der Hand haltend, dessen Trippeln an den unsicheren Gang des Seemanns auf festem Boden gemahnte.

„Das ist mein Enkel Maoul! Sie kennen ihn noch nicht; im elterlichen Hause regieren die Röteln, drum wurde er entfernt. Er gleicht seinem Vater; wie finden Sie ihn?... O,